

(Nachdruck verboten.)

10]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knocckel.

Der Peter war schon, als der Doktor in die Stube trat, vom Boden aufgesprungen, nun lief er zur Tür hinaus, er wollte den Leuten im Haus erzählen, daß es Paula nun doch nit sterben tät!

Das Mäuschen und die Emma aber wischten sich mit den Schürzen die Tränen aus den Augen.

„Jetzt wird se doch kein Engelse, gelt?“ fragte die Emma.

„Nein, das wird sie jetzt nit!“

„War se nit brav genug?“ fragte die Emma. „Weißt, se hat als dem Väter seinen Spitz so arg am Schwanz gezoppt, und dann hat se em Väter auch emal e Brötche gestohle! Da hat se der lieb Gott am End nit habe wolle!“ Und sinnend neigte die Emma die schmale blasse Stirn.

Ob ich en Engelse werde könnf, en verrechtes, wenn ich ganz brav wär? dachte sie. — —

Von dem Tag an war die Emma noch stiller. Ihre Stiefmutter aber kränkelte, sie hatte sich durch das frühe Aufstehen und bei dem Gang über den Hof eine Nierenentzündung zugezogen. Wochenlang hatte sie das Bett hüten müssen.

Die Luis mußte aus der Schule bleiben und den Haushalt besorgen.

Und während die Paula schon wieder mit runden roten Backen im Hof mit den Jungen spielte, plackte sich die Luis, und die Emma schleppte sich mit dem jüngsten Brüderrchen ab.

7.

Es war ein Ferientag, der Christian hatte seine Schulaufgaben gemacht und lief hinaus auf den Hof, wo die Buben Soldatenspielen.

Als der August ihn sah, rief er froh: „Gut, daß de kommst, mer brauchen en Hauptmann, Du sollst en sein!“

„Ja, Du sollst en sein!“ bestätigten die fünf Buben, die um den August verjammelt waren. Der Hans war unter ihnen und stimmte mit für den Christian.

Der hatte ihn am Morgen seine Rechnungen abschreiben lassen, nur der Peter wollte nicht wie die anderen.

Er war größer wie der Christian und breiter über die Brust herüber und in den Schultern.

„Ich bin der Hauptmann!“ sagte er, „ich bin älter wie der!“

„Sei Du Hauptmann!“ sprach Christian und warf den Kopf zurück, „aber ich spiel dann nit mit! Ich hab en Buch von Pastors Robert, da les ich doch lieber drin.“

Er zuckte die Achseln und wandte sich nach der Tür. In Franzens Augen bligte es auf.

Das Buch von Pastors Robert ärgerte ihn, er durfte es nicht in die Hand nehmen, sonst prügelte ihn der Christian und er bekam Lust, zum Peter überzutreten. Aber noch ehe er zum Reden kam, hatte der August den Christian schon am Rockärmel gepackt.

„Bleib doch!“ sagte er. „Der Peter, der dumm, den wollen wir nit als Hauptmann!“

„Der sitzt ja immer in der letzte Bank,“ bestätigte ein anderer.

Und alle riefen sie: „Den wolle mer nit als Hauptmann!“ Nur der Franz schwieg! Wenn die nachher spielen und ich nit mittul dachte er. In seinen Augen bligte es wieder auf.

Wenn ich nure wüßt, wo er das Buch hat. Aber drinnen in der Stub war ja die Luis: die mit ihre scharfe Auge! Er ballte die Faust.

Der Peter aber höhnte: „Laßt Euch von e Fünfflähler kommandiere!“

„Lieber wie von Dir!“ sagte der August.

Und alle umringen sie den Christian.

„Du sollst Hauptmann sein!“

Zwischen den Buben hindurch drängte sich die Paula, sie zupfte den Christian am Rockärmel. „Du! Darf ich Maledenderin sein?“

Mit ihren blauen Augen schaute sie zu ihm auf, die waren größer noch geworden seit ihrer Krankheit, ihre Väcklein aber hatten sich wieder gerundet und blühten zart und rosig. Lose umwehte das lichtblonde Haar ihr Köpfehen, die Kleine war hübscher denn je.

Und wie sie den Christian am Ärmel zupfte, stieg eine feltfam weiche Empfindung in dem Knaben auf.

Wenn ich Lehrer bin, dachte er, die wird meine Frau! Und noch einmal bat das Mädchen: „Laß mich Maledenderin sein?“

„Nein!“ sagte der Christian, „Frau Hauptmann sollst Du sein!“

„Was muß ich da tun?“

Der Knabe besann sich. „Du mußt meine Kinder verjorgen!“ sagte er dann.

„Du hast ja keine!“ Das Mädchen lachte.

„Dann mußt für mich koch und putz!“

„Da bin ich lieber Maledenderin,“ sagte die Paula. „Putz und koch mag ich nit!“

„Ja, sie soll Maledenderin sein und Bier und Würst verkaufe!“ rief der Peter.

Er hatte sich langsam wieder in den Kreis der Spielenden geschlichen.

Am Fenster mit den Geranienstöcken stand die Emma und schaute dem Spiele zu.

„Willst auch Maledenderin sein?“ rief der August zu ihr herein.

Das Kind aber schüttelte den Kopf. „Ich muß gleich wieder es Brüderrchen hütel!“ Und im selben Augenblick schrie auch schon hinten in der Stube der kleine Ludwig.

Schnell ging die Emma hinüber.

Gehorchen mußte man, wenn man in den Himmel kommen wollte, und die Emma wollte in den Himmel kommen, darum lief sie so rasch.

„Laß en nit falle!“ sagte die Mutter, als sie mit den schwachen Ärmchen ein wenig ungeschickt das Kind aus der Wiege nahm.

Mit der kleinen Menschenlast kehrte die Emma zur Luis in die Küche zurück. Die stand dort über einen Kübel Windeln gebeut. Sie wusch.

Ab und zu horchte sie hinaus auf den Hof.

Dort spielten sie „Exerzirens“ und zwischendurch tönte der Paula Stimme:

„Will niemand Bier oder Würst! Bier oder Würst!“

Die Luis aber rechnete nach, wie lange sie nun schon die Schule versäumt habe. Ihr Gesicht wurde finster. Wenn ich sitzen bleib? Die Röte stieg ihr in die Wangen bei dem Gedanken. Ich sitzen bleiben?! Und dann zuckte sie die Achseln. Mein Schuld is es nit! Trozig preßten sich ihre Lippen aufeinander.

Auf dem Hof waren die Kinder plötzlich verstummt, eine tiefe Männerstimme schallte darüber hin:

„Wo wohnt der Weber Mütting?“

„Da, die erste Tür rechts!“ Der Christian hatte geantwortet.

„Suchen Sie meinen Vater?“ fragte er weiter, „der is nit da!“

Die Luis wollte eben zum Fenster hinausschauen, als ein Gendarm über die Schwelle trat. Das Mädchen wurde rot vor Schreck. Für eine Sekunde war es ihr, als stockte ihr der Atem.

Sie faltete die nassen, vom Seifenwasser schrumpelig gewordenen Hände.

„Bist Du die Luis Mütting?“ fragte der Mann.

„Ja,“ sagte das Mädchen. Ihre Stimme klang rau.

„Wo ist Deine Mutter?“

„In der Stube da!“ Sie zeigte mit der Hand. „Aber sie is krank!“

„Warum gehst Du nicht in die Schule?“ fragte der Gendarm.

„Weil die Mutter krank is! Die laßt mich nit!“

„Das wollen wir doch hören!“

Lauten Schrittes ging der Polizist auf die Kammer-türe zu.

Die Emma, den kleinen Ludwig auf dem Arm, hatte sich in einen Stubenwinkel verkrochen, sie machte große ver-

Angstige Augen. Er wird doch die Luis nit mitnehmen und ins Kitzche bringel!

Wer würde denn dann auch für sie kochen und den Ludwig seine Windeln waschen und die Betten machen?

Und die Luis hat doch gewiß nix getan. Sie konnte doch gar nit in die Schule gehen, wenn die Mutter im Bett lag! In der Kammer schimpfte der Gendarm mit der Marie. Drei Mark Strafe müsse sie bezahlen, hörte die Luis, und morgen müsse sie das Kind zur Schule schicken.

Drei Mark Straf! dachte die Luis. Ein kleines schadenfrohes Lachen ging über ihr Gesicht: drei Mark Straf! Was der Vater dazu sagen wird?!

Und sie zuckte die Achseln. Ich hab's ihr ja en paar mal schon gesagt!

Ihr bleiches altkluges Gesichtchen wurde kalt und ernst. Sie soll nure aufstehn! Und überhaupt, wenn sie mir gefolgt hätt, wie es Paula so krank war, wenn sie nit aufgestande wär damals, aber —

Die Luis verschränkte die Arme und hob den Kopf höher.

Ich bin viel vernünftiger wie die! Der Mutter weinerliche Stimme klang zu dem Mädchen herüber, aber sie konnte ihre Worte nicht verstehen.

's wird ihr all nix helfe, dachte sie, wenn emal de Gendarm kommt, da nützt kein Heule mehr! Und sie bückte sich wieder über den Waschkübel und begann an den Windeln zu reiben.

Ueber die Blumentöpfe rüber gukten der Christian und der August in die Stube.

„Muß se Straf bezahle?“ fragte der Christian.

„Wahrscheinlich!“

„Na, denn wird's wieder was gebe heut abend, wenn der Vater heimkommt!“

Die Luis zuckte die Achseln. „Ich kann nix dafür!“ Die Emma aber fing an zu weinen, sie stand dicht neben der Luis.

„Was haste denn?“ fragte die.

„Schimpft der Vater arg, wenn er kommt?“

„Natürlich!“

„Arg? Arg schimpft er?“ Das Kind schluchzte heftiger, ihr ganzer Körper bebte.

„Mit Dir schimpft er doch nit!“ sagte der Christian über die Blumenstöcke herüber.

„Geh, wein doch nit, ich schenk Der auch en Glücker, en große, farbige!“ tröstete der August.

„Die heult immer gleich!“ warf verächtlich die Luis hin und wusch eifrig weiter.

Während noch der August in der Tasche nach dem bunten Glücker suchte, und die Emma das unruhig gewordene Kind auf dem Arm hin und her wiegte, kam der Polizist aus der Kammer.

Er hielt der Luis ein Blatt hin. Die trocknete sich die Hände an der Schürze ab.

„Das gibst Deinem Vater!“ sagte der Mann, „und morgen früh um acht Uhr bist in der Schule!“

„Ja!“

„Na adieu denn!“ Der Gendarm ging hinaus.

„Luis!“ rief's aus der Kammer.

„Ich han kein Zeit!“

„Willst wohl komme!“

Da gehorchte sie. Die Mutter wollte den Schein haben. Müting sollte ihn nicht erst sehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Morgensfahrt auf der Spree.

Silberne Morgenstille lag über der Stadt, als der Dampfer sich in Bewegung setzte, der mich nach Woltersdorf bringen sollte. Die Stadt hinter mir erschien von grauem Morgendunst weich umkleidet, und ruhig, beinahe feierlich lagen die Häusermassen da. Dennoch wehte schon ein frisches Lüftchen, und es war eine Freude, die junge Kraft einzuatmen. Die Sonne lag golden über dem unklaren, schwebenden Dunst und märchenhaft schön erschien so das Gewand, in das die Erde sich an diesem Morgen kleidete. Die Gassen, die Fabriken senden ihren Rauch langsam in die Luft. Sie sehen gar nicht so dräuend und wuchtig aus wie sonst. Morgendunst umkleidet auch sie. Sonnenstrahlen blitzen an den Flächen. Die Häuserreihen am Ufer sind trotz ihrer hellen, roten oder weißen, Farben graudunstig überzogen. Dazwischen am Ufer Baum

und Strauch so grauplastisch in der Hitze sich herausdrängend. Das Grün ist schleierhaft überzogen. Silberner Schimmer liegt über den Weiden, die leise im Morgenwind zittern.

Es ist, als ob die Zeit feiert. So ruhig und still liegt alles im Raum und der ganze Raum trinkt die Sonne und saugt sich voll von morgendlichem Lichte. Wuchtig liegen die schweren Röhne längs des Ufers im Wasser. Das Grün, das meist den Rand des Schiffes umzieht, gibt dem sonst vorherrschenden Gelbbraun des Anstrichs eine lockere Note. Wie prächtig stehen auf Deck hoch am Steuer oder vorn am Bug die Gestalten! Kaum merklich zieht das breite Schiff dahin. Die Männer, die das schwere Ruder halten, die Frauen, die die Hand auf das breite Steuer drücken oder sich um die Kinder kümmern — wie voll und hell stehen sie im Licht des Morgens!

Nun folgen eine Reihe Brücken aufeinander. Schwer und düster breiten sich die Bogen. Dunkel liegt der Raum drunter. Rauchig schwellt die Luft. Es rauscht und tost der Lärm hier drunten. Dann eine leichtere Holzbrücke, nur provisorisch scheinbar. Darauf folgt eine imposantere Anlage, bei der der Architekt mehr Wert legte auf die Fassade der Brücke und Türme und Brüstungen, während unten die Bogen platt ins Wasser gedrückt werden, so daß man meint, das Schiff könne gar nicht hindurch. Brücken sollten die Ingenieure anlegen. Der Architekt ist meist vom Uebel! Er legt den Hauptwert auf die Fassade und macht sie meist zu schwer, sie wirkt dann erdrückend. Und eine Brücke, die hinführt durch den Raum, soll nicht aussehen wie ein Bauwerk. Wie leicht, a grazios schwingt sich die elegante Eisenbrücke, die wir nun passieren, in hohem Bogen durch die Luft, so daß man beinahe, ohne etwas zu merken, darunter hinwegfährt. Nur leichtes gartes Gitterwerk, sonst kein Schmutz.

Die Anlagen bei Treptow liegen in prächtiger Fülle da. Große Wiesenflächen umsäumt von dichten Büschen. Wenig Bäume, diese aber dann alt und hochragend. Prachtexemplare, die auf der freien, grünen Fläche um so imposanter stehen. Auf den Bänken, vom Dampfer aus sichtbar, hier und da Menschen. Morgenstadiergänger. Und auf dem Wasser liegen vereinzelt Boote, zwischen Stangen; Angler, die geduldig sitzen und warten . . . Ein Morgenbild voller Frieden und Ruhe.

Weiter fährt der Dampfer. Stillter wird es, da die Häuser zurückbleiben, die Natur uns allmählich empfängt.

Köpenick. Auch hier herrscht noch das Grau vor, das leichte, zarte Grau des Morgens. Der Dampfer legt an und wir haben Zeit, das Bild, das sich uns bietet, zu betrachten. Ein Bild von eigentümlichem Reiz. Gärten, in denen blaue und gelbe Blumen auf kleinen Beeten blühen, reichen heran bis an das Ufer, an dem wir anlegen. Alte Holzzäune, vom Alter morsch und gebräunt, ziehen sich am Wasser hin. Frauen knien am Steg und waschen. Und grau erscheint im Dunst das Bild der Stadt, das den großen Hintergrund abgibt. Nur diese Silhouette sieht man. Dazwischen vereinzelt sich hervordrängendes Grün, das in Sträuchern die Mauern schmückt. Und während das Schiff hält, fallen die Sonnenstrahlen blühend ins Wasser, und das fortwährende Funkeln läßt es so erscheinen, als ob unaufhörlich silberne Tropfen ins Wasser fielen.

Der Wasserweg wird schmal. Zu beiden Seiten sandige Ufer. Der Wald reicht beinahe bis ans Wasser heran. Kinder patscheln im Wasser und liegen am Ufer. Ganze Gruppen haben sich gebildet, die sich um eine Erwachsene sammeln, die die Spiele leitet. Knaben und Mädchen tummeln sich im Rassen und spritzen sich, hell aufschreiend. Eine ganz Kleine hat sich bis aufs Hemd ausgekleidet und watschelt vergnügt und stillzufrieden für sich einher und die Sonne bescheint sie. Blöcklich öffnet sich weit der Ausblick. Eine Fläche, endlos und breit, dehnt sich aus, auf der wir nun, aus der schmalen Straße einmündend, schneller und schneller hingleiten. Vorn spritzen die Bogen gewaltig zur Seite und weithin springen noch die Kämme der Wellen.

Bewegung ist überall auf der weiten Fläche des Müggelsees. Drüben die dunklen, waldigen Berge. Hier das bunte Gewimmel der Häuser, Friedrichshagen. Auf dem Trittbrett der Badeanstalt stehen Schwimmerinnen und verschwinden in kühnem Sprung im Wasser, tauchen wieder auf und prusten. Andere lehnen am Steg und winken uns zu. Die Sonne fällt glitzernd auf die vollen, weichen Formen.

Daneben eine Herrenbadeanstalt. Noch kühner fliegen die Schwimmer durch die Luft. Noch heller prallt die Sonne auf das braune und gelbe Fleisch. Noch heißer brennen die Farben. Sie schwimmen um das Schiff, umschwärmen die Fahrt.

Aber bald lassen wir sie hinter uns. Denn nun legt der Dampfer mit aller Kraft aus. Weit, wie die freie See, dehnen sich die Flächen. Die Ufer erscheinen ganz fern am Horizont. Nur Wasser, Wasser, springende Wellenkämme, Rauschen, Himmel und Sonne und unendlich blauer Raum. An der Vant lehnd, wirst Du hingetragen über die Fläche. Wie frei wird Dir dabei! Es ist, als flögst Du hin über das Wasser und liegest alles, alles, was Dich hemmt, hinter Dir. Vor Dir das Ziel, die Zukunft, hinter Dir die Vergangenheit, die im Grauen versinkt. Wassergeruch steigt herauf und immerfort umrauscht Dich das Gemurmel der Bogen. Wie prächtig sieht das aus: da kommt uns ein Dampfer entgegen, uns nicht achtend. Auf dem ungewissen Untergrund rast er seinem Ziel näher und überwindet Gefahr und Unsicherheit und spricht den Zweifeln und Erwägungen Hohn. In herrlicher Stimmung voll-

endet man diese Fahrt über den weit sich ausdehnenden See, der so groß ist, daß man Land und Heimat vergessen kann. Man verliert sich im Unendlichen, im stillen, großen Raum, die Wellen schaukeln und der Himmel glüht, sonst nichts. Und schließlich wundert man sich, daß man wieder in die schmale Fahrstraße mündet, die uns nun empfängt. Man erwacht wie aus einem Traum, den die Phantasie aufbaute. Man staunt: Du bist ja in der Nähe von Berlin. Ganz wo anders hin hatte Dich die Melodie der Dich ewig umgarnenden Bogen getragen. Noch einmal blidt das Auge zurück: wie herrlich groß und weit die Fläche. Wie schön legen sich die kaum überall sichtbaren Ufer wie ein schmaler, grüner Gürtel um die aufsprühende, immer bewegte Fläche!

Langsam und vorsichtig gleitet das Schiff in die schmale Fahrstraße. Links und rechts prächtige Ufer; helles Grün und dunklere Töne, Wiesen weithin, eine lachende Fläche. Busch und Strauch beleben die Ebene. Weiter hinten beginnt hinter einer kleinen Senkung Kiefernwald. Schiff wächst hoch am Ufer und das Wasser, das hoch am Ufer anschwillt, wenn wir vorbeifahren, rauscht in den Salmen. Am Ufer wird gemäht, Felder stehen schon voller Getreidehaufen. Schmetterlinge fliegen über dem Felde. Die Mäher stehen tief im Getreide drin. Sonne vergoldet alles Leben.

Hier ist die Welt ganz anders. So abgeschlossen, eng und still. Und dort das Dorf, Rahnsdorf, ein richtiges altes Dorf. Ein Durcheinander von alten roten Dächern. Die Sonne liegt grau und warm darauf. Am Ende des Feldes liegt es. So heimlich, so warm liegt es da. Von Häusern gar nichts zu sehen. Nur die kleinen warmen Dächer im Grünen. Hoch darüber, im blauen Raum, fliegen Lerchen! Und ihr Zwitschern bringt leise zu uns herunter, nur wie ein ferner Gruß hörbar.

Da weitet sich wieder die Fahrstraße, ein See nimmt uns auf, klein und umschlossen: der Dämmersee. Villen liegen am Ufer. Hellrote und weiße Häuschen. Blau leuchtet das Wasser. Diese Fläche ist still. Es sieht aus, als behüteten die Ufer den sich still einschmiegenden See. Warm liegt das sonnige Licht im Laub der Uferwäldchen, deren Grün fast gelblich erscheint. Zwei helle Kleider am Waldrand, Frauen, die am Walde entlang gehen. . . Leicht und langsam gleiten wir hin über den See. Am Ufer, die Schweigen liegen, nur selten ein Mensch, nur wenig Kinder.

Erkner. Eine Birkenallee führt am Ufer hin, junge Bäumchen. Kinder spielen und liegen im Wasser. Röhne schaukeln. Durch einen engen Kanal fährt der Dampfer an Erkner heran. Hier drängt sich alles. Kleine Häuschen wagen sich bis dicht ans Wasser. Es bleibt nicht viel Raum für den Garten. Und Fabriken nehmen den Platz weg, vor denen die breiten Röhne lagern. Die Essen dampfen.

Wolkersdorf. Dichtes Grün an den Ufern. Zuweilen steigt das Ufer hügelig an; Kiefernwald an den Hängen. Hier ist die Welt zu Ende, scheint's. In breiter Wucht schmiegt sich das Land um den See, und nur wenn man genau hinsieht, sieht man eine schmale Öffnung drüben, jenseits der Landzunge, da geht's wieder hinaus. Dies ist der Pfälzersee. Hellblau und idyllisch. Wie in einem Badeort ist es hier. Am Ufer in weißen Farben leuchtende Restaurants. Eine Uferpromenade. Am weißen Landungssteig entlang stehen die Händler. Franken verkaufen in Tüten Birnen, Stachelbeeren, Pflaumen. An hohen Ständern bieten sie Ansichtspostkarten feil. Die Sonne blüht an dem Blech der Einfassung. Motorboote fahren lautlos dahin am Ufer und landen, ohne daß ein Geräusch vernehmbar. Und die Sonne liegt in friedlicher Fülle, segenspendend auf dem hellblauen Wasser. Wie ruhig ist es hier. Zwischen den Bäumen, in den Restaurants nur wenig Menschen. Völlig liegt das Licht auf den am Ufer errichteten Badeanstalten, und die nackten Gestalten funkeln ordentlich und lösen sich auf in helle Flecken. Weit, ganz weit weg von Berlin. Viel weiter noch, als die räumliche Entfernung beträgt. Du mußt nur mit frischen Sinnen anschauen, was Dich umgibt. Dann erscheint Dir alles neu, und selbst das Alltägliche redet zu Dir in einer Sprache, die Dir neue Dinge offenbart. —

—r.

Kleines feuilleton.

— Szenen aus der russischen Revolution schildert Gabriel Bertrand in der „Petite République“. Typisch ist die Schilderung einer militärischen Meuterei: „Um sechs Uhr morgens versammeln sich die Artillerieregimenter von Tiflis, die in großen Gebäuden kaserniert sind, im mittleren Hof vor dem Pavillon der Offiziere und beschließen, sofort zu streiken. Ein durch den Lärm aus dem Schlaf geweckter Leutnant legt rasch seine Uniform an und will wissen, was der Skandal zu bedeuten hat. An der Schwelle des Pavillons halten ihn die Soldaten zurück: „Sie dürfen nicht weiter, Leutnant!“ — „Seid Ihr verrückt?! Erkennt Ihr mich nicht?“ — „Ja. Sie sind unser Leutnant!“ — „Dann benehmt Euch, wie es sich geziemt!“ — „Leutnant, wir schulden Ihnen Respekt und Gehorsam, weil Sie unser Vorgesetzter waren, aber seit heute früh streiken wir, und wir haben keinen Vorgesetzten mehr.“ — „Ihr proklamiert also die Empörung?“ — „Ja, Leutnant, aber keine politische Revolte. Mehr können wir darüber nicht sagen.“ — „Laßt mich heraus.“ — „Nein, Leutnant.“ — „Schön, ich habe also keine Autorität mehr bei Euch, aber ich bin ein Bürger, der von anderen Bürgern die Freiheit verlangt, sich

zu seiner Mutter begeben zu dürfen.“ — „Als Bürger können Sie gehen, wohin Sie wollen. Aber wir werden Sie zu bestrafen wissen, wenn Sie uns verraten.“ — „Und die anderen Offiziere?“ — „Die anderen Offiziere sind hier Gefangene.“ — „Und wenn sie wie ich als Bürger das Recht verlangen, in Tiflis frei umherzugehen?“ — „Kameraden müßten dann für sie bürgen, wie wir für Sie bürgen.“

In diesem Augenblick erscheint ein Oberst, das Gesicht purpurn rot vor Zorn, die Uniform aufgeknapft. „Die Soldaten umringen ihn: „Nicht weiter, Oberst!“ — „Was! Eine Rebellion! Man schieße auf die Kerle! In Reihe und Glied oder ich kommandiere Feuer auf die Meuterer!“ Keiner rührt sich, aber die Soldaten nehmen eine drohende Haltung an. „Herr Oberst, ich bitte Sie,“ mißt sich der Leutnant ein, „beruhigen Sie sich. Bedenken Sie, daß Sie für alles verantwortlich sind. Es ist gegenwärtig hier kein Mann, der Ihren Befehlen gehorchen würde. Und wenn geschossen wird, werden wir das Ziel sein. Man muß mit den Soldaten ruhig sprechen, man muß unterhandeln.“ Der Zorn des Obersten legt sich bald. Drei oder vier andere Offiziere kommen dazu. Man beschließt rasch, daß der Leutnant sich mit einer Abordnung des Regiments in Verbindung setzen soll.

„Also, Bürger,“ sagt der Leutnant zu etwa hundert Soldaten, die sich um ihn scharen, „worum habt Ihr zu klagen? Warum diese Revolte?“ — „Die politische Revolte ist noch nicht beschlossen, Leutnant. Wir wollen nur unseren Dienst nicht weiter tun. Wir streiken.“ — „Gut, aber warum denn eigentlich?“ Ein Soldat tritt vor und spricht: „Leutnant, wir haben Recht auf Deden. Der Zar hat sie bezahlt. Sie sind geliefert worden, aber Oberst X . . . hat sie vor drei Wochen verkauft. Wir kennen den Käufer und wissen, was er bezahlt hat. Wir haben Recht auf Kohle, und man gibt uns zum Heizen nur schlechten Kohlenstaub. Unsere Kohle ist von dem Major X . . . verkauft worden. Wir haben Recht auf Zucker. Er ist von dem General X . . . untergeschlagen worden. Wir können für alles Beweise bringen. Früher lieb man alles hingehen. Jetzt fordern wir die Gerechtigkeit ebenso wie die Bürger. . .“ — „Gut! Gut! Und wenn man Euch Eure Deden, Eure Kohle, Euren Zucker gibt, hört Ihr dann sofort auf zu streiken?“ — „Wir hören dann zu streiken auf, wenn man uns aber wieder befehligt, fangen wir den politischen Streit an.“ — „Was ist denn das: politischer Streit?“ — „Der Streit durch die Revolution!“ —

hl. Ein seltsamer Volksstamm in Spanien. Spanien ist in ethnologischer Hinsicht verhältnismäßig reich an merkwürdigen Rassenmischungen. Besonders Interesse erwecken neben den Gigunern und Basken die wenig bekannten Maragatos, anscheinend Nachkommen der alten, aus Spanien vertriebenen maurischen Eroberer, die noch im westlichen Teile des Landes ihre streng gesonderten Wohnsitze haben. Die Maragatos bewohnen im Südwesten von Astorga in der Provinz Leon einen „Maragateria“ genannten Landstrich, der sich zwischen den Bergen Foncebades und Zelono erstreckt und 450—500 Quadratkilometer groß ist. Ihre Hauptdörfer sind Santiagomillas, Val de San Lorenzo, Pradorreh, Veldebo, Rabanal, Santa Colomba und Vallar de Gofser. Alle diese Dörfer waren ehemals durch eine Art Vertrag miteinander verbunden, in dem sich noch Spuren vorfinden. Noch heute sehen die Maragatos die anderen Bewohner des Landes fast als Fremde an, mit denen sie möglichst wenig zu schaffen haben wollen; mit allen Fasern ihres Herzens aber hängen sie an ihrer Heimat. Da das Land jedoch sehr wenig ertragreich ist, wandern sie zeitweise aus, um bestimmten Geschäften nachzugehen, aber sowie sie vom Gluck begünstigt werden, gehen sie sich wieder in ihren Dörfern fest. Gewöhnlich sind sie als Mantierreiber tätig, aber je nach der Gegend, die sie aufsuchen, wechseln sie die Beschäftigung. So verkaufen sie in Astorga Schokolade, in Valencia Deden und in Madrid haben sie besondere Fischhandlungen. Dieser Beruf erklärt sich durch die Tatsache, daß Maragateria auf dem halben Wege zwischen den Fischereien Galiziens und Asturiens und der Hauptstadt gelegen war, sodas die Maragatos, nachdem sie beim Transport der Fische auf den Landstraßen beschäftigt worden waren, schließlich in Madrid den Verkauf übernahmen. Dort sehen sie nun unter den anders gekleideten Großstädtern als letzte Träger einer vergangenen Kultur in ihrer malerischen Tracht, die sie mit einer exotischen Stimmung umgibt und zusammen mit einigen Besonderheiten in Sitte und Sprache ihren maurischen Ursprung zu beständigen scheint. Die Männer tragen einen großen Filzhut, eine Jacke, die das große Lederwams ersetzt, mit Nadeln festgesteckt wird und von einem Gürtel mit Kupferzieraten gehalten wird, weite bauchige Hosen aus Wolle oder Marino, auf die manchmal eine Art roter Rock mit Knöpfen aus Goldsilber in der Art der „Fustanella“ fällt und Wadenstrümpfe aus Stoff, die über den Fuß herabreichen. Noch charakteristischer ist die Tracht der Frauen. Sie besteht aus einem großen buntgestreiften Schleier mit langen Franzen, der Kopf und Schultern bedeckt, einem kurzen, gewöhnlich braunen Kleide, dessen Aermel hinten geschlitzt sind, und einer mit Arabesken gestickten Schürze. Das geschittelte Haar fällt zu beiden Seiten des Gesichtes in Flechten herab, in den Ohren hängen schwere Ringe und um Hals und Brust schlingen sich eine Menge Ketten, Halsbänder, Schnüre, Klängen, Agraffen und Amulette von unalter arabischer Form. Früher ließen sich die Männer nach muselmännischer Art den Kopf bis auf eine Locke scheren, aber diese Haartracht ist nicht mehr üblich. An Festtagen schmücken die Maragatos ihre Hüfte mit Blumensträußen und ihre Kleider mit Wandern. So gekleidet ziehen sie bei bestimmten

Geflegenheiten, z. B. beim Karneval, truppweise in die Städte und diese „Compañías“ oder Banden tanzen dann ihre typischen Tänze. Es sind höchst schwierige und komplizierte Figuren, die die sich zu je zweien gegenüberstehenden Tänzer beim Klange des Tambourins und der Dubelsäde ausführen. Dabei schlagen sie nach dem Takt die behänderten Stäbchen, die sie in der Hand halten, gegeneinander und begleiten so rhythmisch ihre Bewegungen. Die Sitte der Maragatos verlangt es, daß ein junges Mädchen nach ihrer Verlobung nur mit dem „Robio“, ihrem Bräutigam, spricht und sonst mit keinem anderen Mann. Wenn sie sich dagegen vergeht — wozu sie alle anderen zu verleiten suchen — muß sie eine Strafe zahlen, die gewöhnlich in Wein besteht. Früher bedeckte die Neuvermählte am Hochzeitstage das Gesicht mit einem Schleier, den sie erst am folgenden Tage abnehmen durfte, ein Nachklang der strengen orientalischen Sitten. Bei allen Handlungen zeigen die Maragatos eine in Spanien sprichwörtlich gewordene Ehrlichkeit. Von dem lustigen, lebhaften Charakter der übrigen spanischen Bevölkerung unterscheiden sie sich durch eine ernste würdevolle Art, die an die ritterlich stolze Geste der alten maurischen Eroberer gemahnt. Im Gegensatz zu den anderen spanischen Nautiktreibern, die immer heiter und lärmend sind, singen die Maragatos fast niemals unterwegs und schimpfen auch nicht auf ihre Tiere. Die Schwermut einer vergangenen Größe, die Vereinsamung einer abgeschlossenen, aus einer einst großen Gemeinschaft herausgerissenen Masse liegt über ihnen. Dazu kommt, daß ihr schwerfälligcs Sprechen, das auf einen ausländischen Ursprung hinweist, sie noch deutlicher von den anderen trennt und ihnen manche Spötteleien zuzieht. Ueber die Abstammung dieses Volksstammes werden verschiedene Ansichten geäußert. Nach dem Geschichtschreiber Mariani bemächtigte sich ein Bastard Alfonso, des ersten Königs von Leon, namens Maragatos, der väterlichen Krone mit Hilfe eines benachbarten maurischen Königs, und aus Dankbarkeit trat er dessen Untertanen das Gebiet ab, das seinen Namen „Maragateria“ annahm. Andere bringen den Namen in Verbindung mit „Marruecos“, „Marragui“ (Marokko, Marokkaner im spanischen) und glauben, daß es sich um einen Verberstamm handelt, der sich unter dem Schutze Alfons I. des Katholischen (739—756) in diesem Lande ansiedelte, als die anderen aus Spanien durch die Tyrannei der jementischen Araber vertrieben wurden und nach Afrika auswanderten. —

Technisches.

— Ein neuer Schnelltelegraph. Das Münchener Telegraphenamt hat Versuche mit dem neuen „schnellwirkenden Typendruck-Telegraphen von Siemens u. Halske“ angestellt. Er soll das Dreizehnfache des bisher im Betrieb gewesenen Hughes'schen Systems leisten können. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ bezeichnen die Versuche als gelungen und schreiben: Als hauptsächlichster Vorteil kommt in Betracht, daß das abzufertigende Telegramm mittels Schreibmaschine, d. h. mittels Remington-Tastatur, getippt wird. Diese Schreibmaschine ist mit einem Mechanismus versehen, der unter dem Tastendruck ein schmales Papierband mit den üblichen Schriftzeichen bedruckt, während gleichzeitig unterhalb eines jeden Zeichens zwei Lochungen ausgestanzt werden. Auf dem Papierbande sind elf Reihen für diese Lochungen vorgesehen, die für sämtliche Zeichen durch die Art der Zwischenräume kombiniert sind und die durch die am oberen Rande des Papierbandes gleichzeitig erscheinende Typenschrift auf ihre Richtigkeit hin kontrolliert werden. Es wird nun bereits dadurch Zeit gespart, daß große Institute mit regem Telegraphenverkehr — Presse und Börse beispielsweise — durch diese stanzende Schreibmaschine ihre Telegramme als beförderungsfertige Telegrammstreifen dem Amte übergeben können, und daß hier statt des manchmal umständlichen Wortzählens ein schnelles Abmessen ermöglicht ist.

Der nun in einem privaten Bureau oder im Amte hergestellte Telegrammstreifen wird dem Senderapparat eingefügt und mittels eines kleinen Motors rasch unter elf Kontaktfedern hinweggezogen, deren Zwischenräume den elf Zwischenräumen der Lochungen entsprechen. Sobald nun ein Loch unter eine dieser Federn kommt, schickt diese Feder einen Strom in die Leitung; unmittelbar darauf wird eine zweite Feder in das zweite, zu dem Buchstaben gehörige Loch geraten, um abermals einen Strom zu verschicken. Für ein Schriftzeichen sind nun durch die zwei gleichbedeutenden Lochungen zwei Kontakte erfolgt; diese erzeugen im Empfangsapparat einen elektrischen Funken, der die in Frage kommende Zeichentype beleuchtet, die in Form einer Schablone ausgeführt ist und auf einem rotierenden Apparat sich bewegt. Wir erhalten also ein ausleuchtendes Schriftzeichen, vor dem sich ein Bromsilberzylinder befindet, der nun die Type photographisch aufnehmen muß. Durch eine automatische Vorrichtung wird dann das so entstandene Lichtbild sofort entwickelt und fixiert, um als vorzüglich lesbare und äußerst haltbare Maschinenschrift im Empfangsamte ausfertigungsbereit zu erscheinen. Das Apparat des Empfangsapparates muß sich mit der gleichen Schnelligkeit bewegen, die der ablaufende Papierstreifen im gebenden Apparat einhält. Geht dieser Gleichlauf verloren, so ertönt im Empfangsapparate selbständig ein Glockenzeichen, worauf der empfangende Beamte durch das Niederdrücken einer Taste den Rückstreifen auf dem gebenden Amte festhält. Die Wiederherstellung des Gleichlaufes ist dann nach etwa 20 Sekunden zustande gebracht.

Die Versuche im Münchener Amte haben ergeben, daß der neue Schnelltelegraph in der Minute 2000 Zeichen über einen Draht und in einer Richtung mittelst gegenüber den 160 Zeichen des jetzt in Gebrauch stehenden Hughes-Duplex-Apparates. Dazu kommt, daß der Schnelltelegraph photographische Typen mittelst und Zeit in der Vor- und Nachbehandlung der Telegramme erspart. —

Humoristisches.

— Der Feigling. „Habe gehört, Feldwebel, Sie wollen heiraten?“
 „Befehl, Herr Hauptmann.“
 „Na, wann soll denn Hochzeit sein, Feldwebel?“
 „Im Juni, Herr Hauptmann.“
 Ein unsagbar verächtlicher Blick trifft den glücklichen Bräutigam.
 „Im Juni, wo die Nächte so kurz sind? — Feigling!“ —
 — Ein Ersag. „Herr Gefängnisdirektor, haben Sie keinen Erlaß zur Amnestie erhalten?“
 „Nein, Herr Pastor! Ich lasse aber soeben den Gefangenen den kürzlich verliehenen Präsentiermarsch vorspielen!“ —
 Eine ganz feine. Die Gnädige: „Ich reflektiere aber nur auf eine sehr feine Zofe.“
 Stelle suchende: „Gnäd' Frau, ich leide sogar an Kleptomanie.“ —

Notizen.

— Amerikanischer Zeitungstrust. In New York hat sich ein Zeitungstrust gebildet, der 521 Blätter umfaßt. Er besitzt eigene Telegraphendrähte in einer Länge von mehr als 10 000 Kilometern. —
 — Internationale Künstlervereinigung. In Paris hat sich eine „Union internationale“ für Kunst und Dichtung gebildet, in die Literaten und Künstler aller Nationen eintreten können. Zweck: Interessenvertretung der Mitglieder, Veranstaltung von Ausstellungen, Konzerten, Theateraufführungen. —
 — Reclams Universal-Bibliothek. Neuerscheinungen: „Kinderlieder“ von Hoffmann v. Fallersleben; „Fritz Reuter“ von Theodor Gaedert; „Vollen-Verta“ und andere Novellen von Lotte Guballe; „Jesus“, dramatische Dichtung von Karl Weiser; „Erzählungen von den Agäischen Inseln“ von D. Vilólas; „Strandfirt“ von John Strange Winter. —
 — „Die Herzöge von Genua“, Schauspiel von Leo Greiner, wird Mitte November im Deutschen Theater aufgeführt. —
 — „Karrenglauz“, ein „Spielmansdrama“ in vier Akten von Rudolf Rittner, wurde vom Schiller-Theater zur Aufführung angenommen. —
 — „Der Detektivkönig“, ein „spiritistisches Drama“ von Richard Manz, hatte im Nürnberger Intimen Theater Erfolg. —
 — „Mandragola“, eine dreiaktige Komödie nach dem alten Lustspiel des Machiavelli von Paul Eger wurde vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und vom Münchener Schauspielhaus zur Aufführung angenommen. —
 — „Doktor Eisenbarth“ ist der Titel eines vieraktigen Lustspiels von Otto Falkenberg, das vom Neuen Theater zur Aufführung angenommen wurde. —
 — „Die Erziehung zum Don Juan“, ein dreiaktiges Lustspiel von Ernst Klein, wurde vom Lustspielhaus zur Aufführung erworben. —
 — „Der große Baal“, Drama von Gustav Hermann, soll in der nächsten Spielzeit am Leipziger Stadttheater seine Uraufführung erleben. —
 — „Zwei Witwen“, die dreiaktige komische Oper von Smetana gelangt im Laufe der nächsten Spielzeit im Lorching-Theater (Volkalianer-Theater) zur Aufführung. —
 — Die Operette „Großpapa“ von Meyer-Stolzenau hatte in Hannover starken Erfolg. —
 — Für den Neubau des Stadttheaters in Lübeck war ein Wettbewerb für Erbauungspläne ausgeschrieben worden. Der erste Preis wurde dem Entwürfe des Professors Duelfer in Dresden zuerkannt. —
 — Chopin kriegt ein Denkmal im Pariser Park Monceau. —
 — Drahtlose Telegraphie. Der Pariser Ingenieur Branly konstruierte einen Lichtwerksmechanismus, durch den der Gebearparat jeder funktentelegraphischen Station die auszufendenden Ströme so wirksam zu teilen vermag, daß zufällige oder beabsichtigte Gesprächsstörungen durch fremde Funken verhindert werden. —
 — Ein internationaler Kongreß für Polarforschung findet vom 7.—11. September in Brüssel statt. —